



Abend-

Zeitung.

212.

Sonnabend, am 5. September 1818.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Geschichte einer Schreibfeder.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

I c h v e r w u n d e r e m i c h .

Ja, und das mit Recht! Denken Sie sich nur, liebe Leser und Leserinnen, wie's Ihnen zu Muthe seyn würde, wenn Sie sich des Abends ruhig niederlegten, und sich am Morgen in einer fremden Stube befänden! Und gerade so ging's mir! Sollte Zauberei dabei im Spiele seyn? — Ei, ich dächte gar! Da kam' ich in unserm aufgeklärten Zeitalter, wo man selbst Ahnungen nicht mehr gelten lassen will, schön an! Also mit der Zauberei ist's nichts.

Ich muß entweder geschlafen, oder die Hand, die mich entführte, muß mich so sanft berührt haben, daß ich nichts davon merkte. Für diese Vermuthung spricht sehr viel die Lage, in der ich mich wiederfand. Ich wurde von ein Paar zarten Fingern auf einem Blatt Papier, das auf einem grünen Tische lag, umhergeführt. Diese Finger gehörten einer niedlichen weißen Hand. Sie schloß sich an den zartgeformtesten Arm an, und auf den Schultern ruhte ein so schönes blondlockiges Köpfschen mit einem Paar so holder blauer Augen, daß ich von keiner ehrlichen Gans abstammen will — was doch, wenn Sie die uralte Redlichkeit meines Geschlechts erwägen, keine kleine Behauptung ist — falls ich Ihnen nicht die reine Wahrheit gesagt habe.

Also hübsch war das Mädchen und jung dazu, denn sie konnte nach meiner Berechnung nicht viel über sechszehn Jahre alt seyn. Sie sah aber so bleich und abgehärmt aus, daß ich sie nicht ohne Mitleiden ansehen konnte. Wenn du doch nur die Ursache ihres Kummer's wüßtest, dacht' ich.

Eben legte sie mich neben sich auf das Dintensaf hin. Diese Lage gönnte mir, in den Brief hinein zu blicken, den ich, versunken in den Anblick der Reize meiner neuen Gebieterin, so bewußtlos hingeschrieben, daß ich kaum eine Sylbe davon verstanden hatte.

„Lieber Wilhelm!

Es ist tiefe Mitternacht; alles still und heimlich um mich herum. Niemand wacht, als Deine Luise, und sie hat keinen andern Gedanken, als an Dich. Wüßtest Du, mit welchen Empfindungen ich dies Blatt beschreibe! Ach, Du weißt, Du ahnest es nicht! — Der gestrige Tag, Geliebter, war der schrecklichste meines Lebens. Mein Schicksal naht seiner Entscheidung. Ach! es ist entschieden. Mein Vater hat mir die Verlobung mit — o laß mich den Namen nicht aussprechen, — angekündigt. Sage mir, Wilhelm, was kann, was soll ich thun? Ich baue auf Dich und Deine Liebe; sieh! all' mein Sinnen und Denken ist bei Dir. Rette, o rette Deine unglückliche

Luise.“

So lautete der Brief, aus dem ich im Grunde nicht viel klüger geworden war. Halb und halb lief sich die Sache indes wohl errathen. Den Wilhelm, an den der Brief gerichtet war, kannte ich zwar nicht, schloß aber aus dem Inhalt sehr scharfsinnig, daß er der begünstigte Liebhaber sey, den ein verhafter Nebenbuhler ausstechen wolle. Kurz, die Liebe war dabei im Spiel, und ob ich gleich von der Macht, die diese holde Tyrannin über das menschliche Geschlecht ausübt, blutwenig, oder eigentlich so gut als gar nichts wußte, so freute es mich doch, daß meine kleine Person dabei eine Art Vermittlerin spielen sollte.

Sie lächeln, liebe Leserin? — Nun, immerhin! Aufrichtigkeit ist die erste Eigenschaft, die man von einem Biographen fodert, und da ich nun einmal meine Geschichte schreibe, so muß ich — und wenn Sie mich auch aus Herzensgrunde darüber auslachen sollten, — Ihnen sagen, daß ich mir ordentlich was darauf zu gut that, einen Liebesbrief geschrieben zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Baron Stackelbergs Gefangenschaft unter den Mainotten und dessen Befreiung.

Baron Stackelberg wurde vor einigen Jahren ohnweit der Insel Hydra von einem Mainottischen Seeräuber gefangen. Die Räuber schleppten ihn in die Gebirge, wo er mehrere Tage in einer Höhle eingesperrt gehalten wurde und nichts als Del und Zwiebeln zu essen bekam. Er schlief auf dem bloßen Erdboden, ohne auch nur seine Wäsche wechseln zu können. Aller Hülfe und alles Beistandes so beraubt, würde er ohnfehlbar haben unkommen müssen, hätte er nicht sein Leben den schnellen und zweckmäßigen Bemühungen seiner Freunde, des Baron Haller und Herrn Cockerill, eines eben so geistreichen und unternehmenden Engländers, wie jener erstere, zu verdanken gehabt. Baron Haller erhielt einen Brief von dem Anführer der Mainotten, welcher ihm die Gefangennehmung seines Freundes meldete, und die Summe von 18,000 Piafter, als Lösegeld für ihn, festsetzte. Er schrieb ferner darin, daß wenn der Baron Haller diese Summe an einen gewissen, ihm bezeichneten Ort in den Gebirgen bringen würde, er dort eine Anzahl Mainotten finden sollte, die ihn in die Höhle, worin sich sein Freund befinde, bringen würden. Wenn die Sum-

me nicht zur bestimmten Zeit bezahlt wäre, koste es dem Gefangenen den Hals.

In diesem sonderbaren Briefe lag zugleich noch einer von Stackelberg an seine Freunde, mit der Beschreibung seiner schrecklichen Lage, und der Bitte, ihn sobald als möglich zu befreien. Baron Haller gab sich nun alle Mühe, die gefoderte Summe aufzutreiben, um seinen Freund zu retten, wobei ihn Cockerill thätig unterstützte. Sie waren so eifrig, daß sie am Tage, nachdem der Brief eingelassen war, schon 12,000 Piafter zusammen hatten, mit denen Haller nun sofort nach dem angegebenen Ort, in Begleitung eines Janitscharen, abreiste.

Es war dieses ein ganz erbärmliches Dorf, und sie erreichten es noch an demselben Abende. Kaum war der Baron zwei Stunden dort eingetroffen, als ein heftiges Klopfen die Ankunft einer Abtheilung der mainottischen Räuber ankündigte. Sie drangen in Haller, ihn in ihre Wohnungen zu führen, und betheuerten ihm mit den feierlichsten Schwüren, daß wenn er mit ihrem Anführer nicht über das Lösegeld einig werden könne, sie ihn unverletzt auf denselben Fleck wieder hierher zurückbringen wollten.

Der brave Baron nahm, von Freundschaft und innerer Gluth belebt, dieses Anerbieten an, obgleich der Janitschar nicht dahin zu bringen war, ihn zu begleiten. Nachdem sie drei Stunden geritten waren, hielt sie am Fuß eines hohen Berges eine Patrouille der Mainotten an, die das Paswort verlangte und ihnen dann weiter zu reiten erlaubte. Es ging nun über mehrere hohe Berge, wo sie in den engen Thälern immer von Patrouillen angehalten wurden, bis sie endlich an den Eingang einer weiten Höhle kamen, wo sie hineintraten. Sie ward schwach durch eine Lampe erleuchtet. Als man sie zu dem Anführer brachte, der auf einer alten Matratze da saß und schmauchte, fiel dem Baron sogleich sein Freund in die Augen, der auf dem Boden lag und von Krankheit schon sehr abgemagert war. Er bat ihn in deutscher Sprache, heiter zu seyn und das Beste zu hoffen, sich aber übrigens in das Gespräch gar nicht zu mischen und so kalt und gleichgültig als möglich zu bleiben, bis der Vertrag abgeschlossen und der Geiz dieser Bösewichter gestillt wäre.

Der Anführer empfing den Baron sehr höflich, und sagte ihm, er möchte doch lieber erst ausruhn, ehe sie ihr Geschäft vollends abmachten. Es wurden ihm also Erfrischungen vorgesetzt und er dann wieder zu dem Anführer gebracht, welcher ihn nun

fragte, ob er die 18,000 Piaſter, als das Löſegeld ſeines Freundes, mitbringe. Der Baron ſtellte ſich höchlich verwundert, daß man den Gefangenen ſeinen Freund nenne und ſagte, daß er bloß gekommen ſey, um einen Bedienten zu ranzioniren, der einem ſeiner Bekannten zugehöre, daß er aber dieſen Menſchen in einem ſo ſchwachen und traurigen Zuſtande finde, daß ein ſo hohes Löſegeld für ihn ſehr übel angewendet ſeyn würde. Da ich jedoch, ſetzte er hinzu, nun einmal ſo weit hergekommen bin, um das Leben eines Chriſten zu retten, will ich 10,000 Piaſter daran wenden. Sind Sie das zufrieden, ſo will ich die Summe gleich vorſchießen. Zu einem Mehrern bin ich nicht beauftragt, iſt Ihnen alſo dieſes nicht hinreichend, nun, ſo behalten Sie dieſen Gefangenen und machen Sie mit ihm, was Ihnen gefällt. Der Anführer antwortete, daß er von der geforderten Summe nicht abgehe, und dem Gefangenen nur Einen Tag Lebensfriſt noch gewähren könne. Der Baron ließ ſich jedoch durch dieſe Drohungen nicht einſchüchtern, ſondern begab ſich, im Vertrauen auf des Räubers Geiz, hinweg, ohne auch nur ſeinem Freunde ein Lebewohl zu ſagen. Am andern Morgen ſuchten ihn, wie er es erwartet hatte, die Mainotten wieder in dem Dorfe auf, und er ſchloß mit ihnen den Handel um 10,000 Piaſter für ſie und 1000 für des Anführers eigne Kaſſe. Mit dieſer Summe eilte er nun in die Höhle, und hatte bald das Vergnügen, den Gefangenen entſetzt und ſich übergeben zu ſehen. Ehe ſie jedoch noch dieſen ſchrecklichen Ort verlaſſen konnten, mußten ſie die, bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Gebräuche ſich gefallen laſſen, das heißt, von der Hand eines Mainotten barbirt zu werden, mit ihnen in Del getauchte Zwiebeln, als ein Scheidemahl, zu eſſen, und ſich von allen ringumher die Hände zum freundlichen Lebewohl ſchütteln zu laſſen.

Aus John Bramſen's englischen Briefen eines preußiſchen Reiſenden.

An

Fräulein Julie Zucker,

nach der Vorſtellung am 24ten Auguſt 1818.

S o n e t t.

Es war kein Traum, es waren holde Töne,
Die ſanft und mild zu unſern Herzen drangen;

Wir ſahen Dich in Deiner Jugend-Prangen,
Verkläret durch die Kunſt und durch das Schöne.

O! bleibe immer bei uns und verſöhne
Mich mit dem heißen, innigſten Verlangen;
Ja, Anmuth ſtrahlt von Deinen zarten Wangen,
Daß Harmonie die Sängerin bekröne.

Nimm hin von mir des Dankes Huldigungen!
Verdienſt und Würde halten Dich umſchlungen;
Die Zukunft möge lieblich Dir erſcheinen.

Verlaſſe nimmer, Julie, unſre Mauern;
Wir würden innig, ewig um Dich trauern!
Und den Verluſt der Sängerin beweinen.

v. H —

Strenger Befehl.

An der piemontefiſchen Gränze erklärten die Mauth-Beamten, bald nach der Wiedereinſetzung des Königs von Sardinien, daß ſie den ſtrengſten Befehl hätten, alle Bücher, Kupferſtiche und Papiere der Reiſenden in Beſchlag zu nehmen, und ſelbige, zur Prüfung, an gewiſſe Jeſuiten nach Genua zu ſenden, von wo ihnen die paſſierlichen, auf ihre Koſten, in die Heimath nachgeſchickt werden ſollten. In der Vollmacht, welche ſie dazu anwieß, waren die Beamten, für den Fall der Vernachläſſigung des Befehles, mit der Caſſation, einer Geldſtrafe von 500 Thalern und halbjährigem Gefängniß bedroht, weſhalb ſie denn ſelbſt den Geiſtlichen das Brevier wegnahmen. Ja, die Schulknaben, welche über den Fluß nach der Schule gingen, mußten jedesmal die Zollſtätte umſchleichen, weil ſie außerdem um ihre A B C-Bücher, oder um den Cornel und Phädris Fabeln gekommen ſeyn würden.

G. E.

Charade.

Mein Erſtes nährt,	Denn welcher groß
Mein Zweites zehrt,	Im Mutterſchooß
Mein Ganzes iſt,	Der Kunſt gedeiht,
Wie Ihr wohl wißt,	Iſt, ohn' — verzeiht,
Als böſes Zeichen	Der letzte Reim
Nur Pfuſchern eigen.	Fällt Euch anheim!

Auflöſung der Charade in Nr. 210.
Landhaus.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Beurtheilungen neuer Schriften.

Geistliche und weltliche Gedichte von Aug. Gebauer. 3te vermehrte Auflage. Köln, bei Kommerckirchen. 1818. 8. 251 S.

Schon die mehrfachen Auflagen dieser Gedichte, die bei der Sanges-Unlust der meisten unsrer Landsleute wohl jetzt in diesem Fache sehr selten sind, zeugen wenigstens für die Theilnahme eines großen Publikums an diesen Liedern. Und dieses macht das Lesen derselben sehr begreiflich. Ohne eigentlich hohen Schwung, entfalten sie eine solche Innigkeit des Gefühls, so viele schöne Anklänge eines reinen, wohlwollenden Gemüths, sind ein so treuer Spiegel der herzlichen und meist sanftgerührten Stimmung des Dichters, daß sie nothwendig in vielen Herzen Nachhall finden und ihnen daher lieb werden müssen. Der Dichter hat sie in folgende Abtheilungen gesondert: 1) Geistliche Lieder. Recht erbaulich und einfach, vielleicht das letztere doch dann und wann für einen höherstehenden Geist etwas zu sehr. 2) Die ersten Lieder. Ihre Entschuldigung liegt in dem Vorwort:

Das sind die ersten Lieder,
Die aus bewegter Brust gequollen;
Sie wollen
Sich von der jüngern Brüder
Buntfarbiger Gesellschaft nicht gern trennen.
Drum mögt Ihr ihnen hier das Plätzchen gönnen.

Nun folgen 3) drei Bücher Lieder der Liebe, Erzeugnisse der augenblicklichen Stimmung in hoffender, beglückter oder unglücklicher Empfindung, an Werth sehr verschieden, aber stets von einem milden Hauch durchweht, der uns mit dem Dichter fühlen läßt. 4) Den erzählenden Gedichten, die nun kommen, und meist Legenden enthalten, konnten wir uns am wenigsten befreunden; dagegen sind in 5) den vermischten Gedichten köstliche Blüthen

der Phantasie und des Gefühls, und wir können es uns nicht versagen, eine der reizendsten hier mitzutheilen:

Lied vom Regen.

Steht die Erde grün und heller,
Voller Blumen, voller Kräuter,
Recht im Lebensüberchwang,
Blickt der Himmel tagelang,
Liedesfrohen Angesichtes,
Aus der Fülle seines Lichtes
Wohlgefällig auf sie nieder.

Und die Blumenschaaren heben
Da die kleinen, kleinen Augen
Zu der großen, großen Sonne,
Ihrem Mutterauge, auf —
Und die Berge stehn und rauchen,
Und die vollen Aehren beben
Und der Fluß geht seinen Lauf.

Und der Mensch zerfließt in Wonnen,
Ja, dem Himmel selber treten
Warme Thränen in's Gesicht —
Und ein Tuch, gewebt aus Wolken,
Hat er sich von Gott erbeten,
Seine Thränen zu verbergen;
Aber er vermag es nicht.

Eine träufelt nach der andern
Aus dem Wolkentuche nieder,
Und das Land, davon befeuchtet,
Regt vor Freuden seine Glieder —
Und der Regenbogen leuchtet,
In den Lüften schmetternd Farben,
Und der Mensch singt frohe Lieder.

Wir haben durch dieses Lied, wie uns dünkt, recht gut die ganze Art und Weise des lieben Dichters bezeichnet, und empfehlen daher nur noch jedem Leser die nähere Bekanntschaft mit ihm.

Lh. Hell.

Erwiderung

auf die von Herrn Enoch Richter gegen mich gerichtete Anzeige in No. 166. der Leipz. polit. Zeitung.

Das Begründetste in Hrn. Richters Ausführungen mag sein Wunsch seyn, daß ich schweigen, d. h. ihn die Früchte seines, den allerhöchsten Anbefohlissen schnurstracks zuwiderlaufenden Unterfangens ungestört möchte genießen lassen. Mein Wunsch, ihm gefällig zu werden, mußte jedoch hier dem Besten der gerechten Sache nachstehen. Der von mir angezeigte Inhalt der allerhöchsten Entscheidung vom 13. Juli d. J. ist wörtlich wahr; meine Anzeige ist einfach und ohne alle Erbitterung geschrieben; sie übergeht sogar die vorausgeschickten Entscheidungsgründe, die allenthalben der Beckerschen Erben und meine gerechte Sache bestätigen; und wenn Hr. Richter, wie mir jedoch erst durch seine Versicherung bekannt worden, dagegen appellirt hat, so giebt ihm dieses kein Recht, eine Fortsetzung, mithin, was ganz gleichbedeutend ist, einen neun und zwanzigsten Jahrgang anzukündigen. Denn schon in dem interimistischen höchsten Rescript vom 22. Decbr. v. J. ist ihm dieses, bis zu Austrag der Sache, untersagt, als weshalb er denn auch den gerechten Folgen seiner Widersetzlichkeit gegen die allerhöchsten Verfügungen nicht entgehen wird. So wie ich übrigens Hrn. R. sehr leicht überführen könnte, daß er allerdings die Absicht gehabt habe, Beckers Namen dem neu begründeten Taschenbuche vorzusetzen; so wird auch schon die Vergleichung der beiden Inhalts- und Namens-Verzeichnisse jeden, der mit den bisherigen Mitarbeitern und überhaupt mit der neuern Literatur bekannt ist, sofort überzeugen, welches von beiden Taschenbüchern, auch der Sache nach, die wahre und einzige Fortsetzung sey. — Auf alles Uebrige habe ich keine Antwort, weil mitter Spas derselben nicht werth, und die Schätzung meiner Handlungen nicht von der Meinung eines, bereits durch zwei Entscheidungen der höchsten Behörde unangenehm belehrten, und nur durch „die günstige Beurtheilung so vieler“ (ohne Zweifel des wahren Sachverlaufs und des Rechts Unkundiger) getrösteten Gegners abhängig ist.

Dresden, am 1sten September 1818.

Friedr. Lind.